

Sie schwamm weit mit mir hinaus, und sie hatte offenbar alle Furcht verloren. Aber einmal, da war ich nicht bei ihr, und... nun, und als die Kräfte sie verließen und sie unterlief, da war da auch keine rettende Sandbank... sie sank so tief, daß sie lebend nicht mehr auftauchte."

Lorey preßte seinen Kopf bergend in die Hände, und seine Schultern zuckten.

Aber der andere achtete gar nicht darauf. Er sah in das gläserne Blau des Himmels hinauf und sprach so vor sich hin: „Sie hatte, glaube ich, eine Art Häßliche zur See. Es zog sie immer wieder dorthin, sie konnte nicht leben ohne das große Wasser, aber sie kam aus dem Innern, und im Innern war da doch eine Fremdheit zwischen ihr und der See, die sie nicht über-

winden konnte. Das Meer war ihr Schicksal, es hat gefordert, was ihm gehörte, und mit Vernunft sind solche Dinge nicht zu begreifen. Uebrigens: ich habe jetzt selbst nicht mehr recht Lust, noch einmal rauszuschwimmen, zur Sandbank..."

Lorey stand langsam auf. „Dann wollen wir gehen — es ist auch schon Zeit. Gehlich gesagt — mir wird kalt..."

Der andere schweig. Seite an Seite, wie zwei gute Kameraden, gingen sie die paar hundert Schritte bis zum Dorf. Als sie sich trennten, hielt Lorey des anderen Hand einen Augenblick länger fest, als es sonst seine Art war. „Heute möchte ich mit Ihnen zusammen ein Glas Wein auf Mirandas Gedächtnis trinken. Wir werden uns ja ohnehin bald trennen müssen, und niemand kann sagen, ob wir uns noch einmal sehen..."

Es ist ja so einfach!

Seitlere Liebesgeschichte von Hermann Ebdinghaus

Lisbeth Bertel hastete immer schneller durch die abend-umtüllte Straße. Nur noch wenige Schritte, dann würde sie das Haus erreicht und die Türe aufgesperrt haben — und dann wäre das ganze unheimliche Abenteuer vorbei!

Oder war es nicht eigentlich nur lächerlich, daß sie davon- lief? Ging denn der Herr da hinten wirklich hinter ihr her? Oder sollte er nicht am Ende doch nur zufällig den gleichen Weg haben wie sie? Allerdings: in dem kleinen Kaffeehaus der Zinnenstadt hatte er sich zu ihr an den Tisch gesetzt, als sie dort nach ihren abendlichen Einkäufen Tee trank und Zeitschriften an- schaute. Er hatte versucht, mit ihr ins Gespräch zu kommen, hatte gezögert, als sie zahlte, war ihr nachgegangen, bis in die gleiche Straßenbahn hinein, war mitgefahren, bis zur gleichen Haltestelle — und nun auch hier wieder ihr auf den Fersen! Das war kein Zufall!

Nun gleichgültig! Sie steht an der Tür ihres Hauses, den Schlüssel in der Hand! Nun muß er ja wohl vorbeigehen oder umkehren! Hinter ihr wird die Tür ins Schloß fallen. Er wird draußen sein, sie drinnen! Es ist aus mit der Verfolgung, wie sie auch gemeint gewesen sein mag! Gleich muß sie den leisen Knacks hören, mit dem die Tür ins Sperrschloß fällt!

Aber der Knacks kommt nicht. Denn im letzten Augenblick geht langsam die Tür wieder auf — und da steht er, der Ver-folger! Das ist doch ein starkes Stück! Und dabei steht er eigent-lich ganz anständig aus und sogar — ja, beinahe vertrauens-erweckend! Auch seine Stimme klingt gut, so angenehm weich und doch voll und kräftig, als er nun „Guten Abend!“ sagt und „Besten Dank, Fräulein!“

„Bitte!“ haucht Lisbeth. Und ehe sie noch ein „Was wünschen Sie hier?“ hinterhergeschicken kann, fährt er auch schon fort: „Würden Sie mir vielleicht auch noch die Güte haben, mich im Aufzug mit nach oben zu nehmen. Ich möchte zu — zu Kramers. Oder bin ich zu unbescheiden!“

„Bitte!“ hat sie da auch schon wieder gesagt. Es ist doch eine sonderbare Sache mit der Höflichkeit und der guten Er-ziehung! Eben hat sie ihn noch gefürchtet, eben noch war sie zornig über seine Fudringlichkeit — jetzt ist sie höflich, nur weil er es auch ist. Allerdings: was hat er ihr denn getan? Im Kaffeehaus — war es nicht überfüllt? Mühte er sich nicht zu irgendeinem an den Tisch setzen? Und worüber hatte er mit ihr sprechen wollen? Ob ein Stuhl frei wäre? Daß das Wetter nun doch langsam besser zu werden schiene — ja, und endlich, als sie sich unfreundlich mit halben Antworten hinter ihre Zeitschrift oerschlangte — ob er die Illustrierte anschauen dürfe? Lauter harmlose Dinge! Und jetzt, wo er zu Kramers wollte, jetzt war doch alles auf ganz natürliche Weise geklärt!

„Können Sie selbst fahren?“ fragt sie ihn, als sie zu- sammen den Aufzug betreten. „Kramers wohnen im vierten Stock, ich wohne im zweiten. Sie müßten allein weiterfahren.“

„Sie werden lachen“, lächelt er. „Ich sehe zwar ganz gesund und erwachsen aus — aber ich habe keine Ahnung von Fahr- stühlen.“

„Ach! Wo es doch so einfach ist! Nur hier auf den Knopf drücken, auf dem das Stockwerk steht! Aber gut: wenn Sie keine Ahnung haben, werde ich Sie hinbringen.“

„Vielen Dank für Ihre Liebenswürdigkeit!“
Langsam gleitet der Fahrstuhl hinauf.
Zweiter Stock, dritter Stock, weiter, weiter — da: ein

leichter Knack! Der Fahrstuhl steht! Mitten zwischen dem dritten und vierten Stock!

„Na aber —! Vielleicht habe ich nicht richtig auf den Knopf gedrückt! Das ist doch noch nie passiert! Versuchen wir's noch einmal!“

Sie versucht es noch einmal. Sie versucht alle Knöpfe. Der Fahrstuhl bewegt sich nicht. Sie versucht sogar den Haltnopf. Nur vor dem Alarmknopf scheitert sie zurüd.

„Warum eigentlich? Ich verstehe ja nichts von Fahr- stühlen — aber ich denke mir, wenn man auf den Alarmknopf tippt, dann kommt der Hausmeister und holt einen irgendwie herunter! Das wäre doch wohl für uns das Richtige.“

„Ja aber —!“

„Sie haben doch wohl nichts dagegen, daß ich es einmal mit dem Alarmknopf versuche?“

Sie zuckt nur etwas hilflos mit den Schultern und wird dabei selbsterweise über und über rot.

„Aber, verehrtes Fräulein! Er darf uns hier doch ruhig zusammen finden, der Hausmeister! Wir haben doch kein schlechtes Gewissen? Oder Sie vielleicht doch? Ja, sagen Sie, warum sind Sie mir eigentlich so ausgewichen?“

„Sorgen Sie lieber dafür, daß der Fahrstuhl von der Stelle geht!“

„Das nebenbei auch. Wie ich's eben kann mit meiner Dummheit!“

Die Dummheit muß gewaltig sein. Denn der Fahrstuhl wandt und weicht nicht. Allerdings ist der Herr nicht so ganz bei der Sache. Und Lisbeth auch nicht. Umso inniger beschäftigt er sich damit, ihr zu erklären, wer er ist und daß er Doktor Hans Mertens heiße oder auch nur Hans Mertens und für Freunde sogar nur Hans. Und daß er sehr froh wäre, wenn sie recht bald einmal Hans zu ihm jagte. Ja — und daß er sie schon ein paarmal gesehen und von Herzen gern auch endlich einmal gesprochen hätte — „aber Sie sind ja so gar nicht neugierig und dabei verschlossen wie eine Mauer!“

Sie hört gut zu. „Und was ist mit Kramers?“

„Kenne ich gar nicht.“

Sie hat die Verfolgung verziehen, warum soll sie nicht auch die vorgekauften Kramers verzeihen? Nur eines muß sie noch wissen, ehe sie ihn verpönt, morgen ganz bestimmt zu kommen, und dann vielleicht sogar einmal zu versuchen, wie es klingt, wenn man Hans sagt: was wäre nun gewesen, wenn das mit dem Fahrstuhl nicht geschehen wäre? Ja, und wie kommen sie hier wieder heraus? Denn jetzt möchte sie den Hausmeister schon gar nicht mehr alarmieren?

Er lächelt lausbubenhaft. „Schauen Sie sich doch bitte mal das hier an!“

„Ein Streichholz?“

„Ja, wohl, ein Streichholz! Ich habe die Fahrstuhltür ein ganz klein wenig aufgeschoben — dadurch wird nämlich der elek- trische Stromkreis unterbrochen.“

„Und der Fahrstuhl bleibt stehen?“

„Bleibt stehen! Und dann schnell ein Streichholz dazwischen, damit die Tür nicht etwa wieder zufällt! Wir nehmen es nun heraus — sehen Sie: So! — Die Tür schließen und —“

„Der Fahrstuhl fährt weiter!“

„Haben Sie das noch nie probiert? Es ist doch so einfach!“

„Man kann's sogar, wenn man gar nichts von Fahr- stühlen versteht!“ wie Sie, Herr — Herr — also Hans!“

Warburger Warte



Nr. 54

26. August 1939

13. Jahrgang

Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage
des Warburger
Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und
Förderung des Heimatgedankens
annimmt.
Gelegene Beiträge willkommen
Nachdruck der Originalbeiträge
verboten
Schriftleitung: A. Schäfers,
Warburg

Serien im Forsthaus Rudy

Der Roman eines Sommers. Von Mara Mägander

Verleger: Neudruck: Deutscher Roman-Verlag, vorm. G. Unzerich, Bad Sachsa (Hildesheim)

14

Wladimir lehnte an der Wand der Hütte, unfähig, etwas zu tun und zu sagen. In den Augen des Oberförsters aber stiegen tüdliche, grüne Lichter auf, wie sie Raubtiere haben, wenn sie ihm Hinterhalt auf ein wehrloses Opfer lauern. Grelle auflachend ging er dem Wald zu.

Bronislawa war noch auf dem Felde. Sie hatte bei der Arbeit das goldene Kettchen verloren, das ihr Antel geschenkt hatte. Sie trug den Schmuck als Talisman immer um den Hals. Nun suchte sie ihn. Die Sonne hatte sich bereits ge- senkt, und der Abend warf die ersten dunklen Schatten über das Land. Im Zwielicht war es schwer, einen so kleinen Gegenstand zu finden. Bronislawa wollte nicht ohne den Schmuck, an dem ihr ganzes Herz hing, heimgehen. So schritt sie fuchend langsam die ganze Wiebe bis hinauf an den Wald- rand zurück. Hier war der Heuhaufen, auf dem am Nach- mittag Hella so lustig mit Wladimir gekichert hatte. Jetzt in der Dämmerung wirkte er fast drohend. Die Augen fest auf den Boden geheftet, ging das Mädchen um den Heuhaufen herum und kam so ganz nahe an den Wald heran. Nicht ahnend, daß hier das Unheil auf sie lauerte.

In höchster Aufregung war der Oberförster nach der furchtbaren Szene aus dem Dorfe auf dem kürzesten Wege in den Wald gegangen. Seine Sinne waren vollkommen verwirrt. Er war in der Stimmung, in der Menschen einen Mord begehen können. Da bemerkte er Bronislawa. Das Mädchen konnte ihn nicht sehen, weil das Walddickicht ihn verbarg.

Rasend in seiner Wut, stürzte er sich auf die vollkommen Ahnungslose. Bronislawa sollte ihm büßen, was die andere ihm soeben angetan hatte. Hatte die ihn ein Tier genannt, nun, so sollte sie recht befallen.

Bronislawa war im ersten Augenblick vor Schreck wie erstarrt über den unerwarteten Überfall. Sie fühlte, wie die

starken Männerarme sie umklammerten und zu Boden zwingen wollten. Dann regte sich ihr Abwehrwille mit doppelter Kraft. Wie eine Rabe biß und kratzte sie um sich. Sie wehrte sich mit aller ihrer jungen Kraft gegen den Mann, der ihr ganzes Leben zu zerstören drohte, und schrie gleich- zeitig um Hilfe.

Tiefer sanken die Schatten der Dämmerung. Ein Eichel- häher stieß seinen schrillen Warnungsruf aus. Zwei Menschen rangen mit keuchendem Atem miteinander. In einem Augen- blick, da die eiserne Umklammerung sich zu lockern schien, wollte Bronislawa sich losreißen, um dem Peiniger zu ent- fliehen. Sie strauchelte aber über den vorgelegten Fuß des Oberförsters, fiel, und ihr Kopf schlug mit aller Wucht gegen einen der großen, spitzen Feldsteine, die hier am Waldes- rande lagen.

Als der Oberförster das erblickende Gesicht der am Boden Liegenden sah, als er das Blut gewahrte, das von der Schläfe rieselte, wurde er mit einem Schlag nüchtern. Das Mädchen mußte sich schwer verletzt haben und starb ihm wo- möglich unter den Händen. Das hatte er nicht gewollt.

Unschlüssig schaute er sich um und sah jetzt erst einen Mann, der mit gewaltigen Sprüngen über das Feld kam. Der mußte das Schreien gehört und die Szene mitangeesehen haben. Jetzt trennten ihn etwa zwanzig Schritte noch von der Kampfstätte. Es war Antel. In seinen Augen loderte drohend der Haß. Sofort erkannte der Oberförster die Ge- fahr. Antel hatte zwar keine Waffe; aber sein Arm war stark. Blüchtnell bückte sich der Oberförster und hob sein Gewehr auf, das ihm im Kampf mit dem Mädchen von der Schulter geglitten war. Als der Burche sich auf ihn stürzen wollte, hob er die Waffe. „Keinen Schritt weiter! Oder ich erschieße dich wie einen tollen Hund!“ schrie er Antel an, der Gewehrlauf auf ihn richtend.

Da sank Antel machtlos in sich zusammen. Noch war der dort der Stärkere. Heute war er es; aber man würde einander wieder begegnen, und dann würde es anders sein.

Antel stieß einen furchtbaren Fluch aus und hob drohend die Faust gegen das Walddickicht, in dem der Oberförster jetzt gerade verschwand.

„Das bißt du mir!“ zählte Antel zwischen den Zähnen hervor. Dann kniete er neben der bewußtlosen Bronislawa nieder. Die Wunde schien tief zu sein, und das Blut rann unaufhaltsam. Rasch riß Antel ein Tuch in Fäden und machte

30. August 1939

einen notdürftigen Verband. Wie ein Kind trug er seine Braut dem ertötlichen Hause zu. Mit jedem Schritt wuchs der Haß gegen den Oberförster. Rächen würde er diese Tat und alles andere, was der Mann schon auf dem Gewissen hatte. Das Maß war voll.

Als Hella heimkam, bemerkte Frau Lisa sofort, daß es nicht nur der Tod der alten Jagusch sein konnte, der die Schwester so erschüttert hatte. Auf alle Fragen antwortete Hella ausweichend. Sie ging noch vor dem Abendessen in den Schuppen, in dem ihr Motorrad untergebracht war, um sich zu überzeugen, daß die Maschine in Ordnung war.

„Morgen fahre ich in die Stadt“, erklärte sie beim Essen. Da wußte Frau Lisa, daß etwas Außergewöhnliches sich zugetragen hatte. Sie drang nicht in die Schwester und überließ es ihr, sich von selbst auszupredigen.

Hellas Gedanken waren weit fort, immer noch bei der Szene zwischen Vater und Sohn. Sie sah das vor Jörn bis zur Unkenntlichkeit entstellte Gesicht des Oberförsters, sah, wie er sich an seinem eigenen Sohn tödlich vergriß, an einem Mann von dreißig Jahren, den er ohrfeigte vor allen Menschen wie einen Schulbuben, der einen dummen Streich verübt hat. Sie sah Vladimir regungslos, totenblau an der Mauer lehnen. Sie sah die Bauern mit staunend geöffneten breiten Mäulern dastehen und erlebte Vladimirs Schmach. Diese Szene hatte ihr den wahren Charakter des Mannes, dem sie sich hatte opfern wollen, offenbart und sie frei gemacht. Sie wollte morgen in die Stadt fahren, Onkel Gust alles erzählen und ihn um Rat fragen. Hier mußte eingegriffen werden, ehe ein Unglück geschah. Vladimir würde den ihm angetanen Schimpf nicht ohne weiteres hinnehmen. Und wenn Vater und Sohn einander noch einmal so gegenüberstanden, mußte man das Äußerste befürchten.

„Ich fahre morgen so früh als möglich, ehe die große Hitze kommt. Hast du etwas zu besorgen?“ fragte sie beim Gutenachtgessen die Schwester.

Frau Lisa hatte keine Wünsche. Hella ging leise in ihr Zimmer hinauf. Oben an der Treppe stieß sie auf Vladimir. Er schien sie erwartet zu haben. Sie konnte ihn in der Dunkelheit kaum erkennen.

„Vladimir?“ fragte sie flüsternd, um sich zu vergewissern, daß sie sich nicht geirrt hatte.

„Ich bin es, Fräulein Hella. Ich habe hier auf Sie gewartet, um Ihnen zu sagen, daß Sie morgen in die Stadt zurückkehren müssen und nicht wieder nach Rudy kommen dürfen, solange mein Vater hier ist. Versprechen Sie mir das!“

„Und Sie, Vladimir, nach dem, was Sie heute erlebt haben, ist die Gefahr für Sie ja viel größer.“

„Ich fahre morgen Abend auch heim und wollte mich gleich von Ihnen verabschieden. Sie müssen morgen fort sein, ehe mein Vater aufwacht und nüchtern ist.“

„Wollen Sie alles Unangenehme allein auf sich nehmen? Sie haben mich frei gemacht.“

„Ich habe nur eine Kette gelöst, die ich mit eigenen Händen geschmiedet hatte. Und auch das war nicht einmal mein Verdienst, sondern ein Zufall. Lassen Sie sich durch nichts umstimmen! Und — bewahren Sie sich Ihre große Liebe für den Wald. Die Natur kann ja nichts dafür, daß ihre höchsten Geschöpfe am tiefsten in den Schmutz sinken können.“

„Werden Sie morgen noch eine Aussprache mit Ihrem Vater herbeiführen?“

„Es wird wohl meine letzte Aussprache mit ihm sein! Ich habe eine große Rechnung mit ihm auszugleichen, nicht nur über den gestrigen Vorfall.“

„Und wenn ein Unglück geschieht?“

„Selbst wenn ein Unglück geschieht, so sind wir doch vor dem größeren Bewahrt geblieben, davor, daß Sie aus falschem Idealismus Ihr Leben opfereten.“

„Sie sprechen immer nur von mir.“

„Um mich Sorgen Sie sich nicht! Ich bin eine ähnliche Behandlung wie die gestrige von meinem Vater schon von

klein auf gewöhnt. Wenn er getrunken hat, weiß er nicht, was er tut.“

„Und trotzdem lieben Sie ihn? Sie haben mir doch gesagt, daß Sie ihn lieben.“

„Er ist mein Vater, und ich kenne den schweren Weg, den er gehen mußte, um so zu werden, wie er ist.“

„Die Schmach von gestern wollen Sie hinnehmen? Wenn sich nun aber ähnliches wiederholt?“

„Dann werde ich mich zur Wehr setzen! Verlassen Sie sich darauf. Nur Sie müssen außer Reichweite für ihn sein!“

Der Abschied der jungen Leute war kurz und herzlich.

Über dem Walde lastete Gewitterschwüle. Hella fand keinen Schlaf. Die Luft in den Zimmern war unerträglich trotz geöffneter Fenster. Drohende Wolkenmassen ballten sich am Nachthimmel zusammen, und undurchdringliche Finsternis schaute unheimlich zum Fenster herein. Noch war es still. Angstlich erwartete die Natur die Entfesselung des Elements.

Bis der erste Windstoß durch die Bäume pfliff. Da wurde es lebendig. Wackend bog sich die Bäume unter der Gewalt des einsetzenden Sturmes. Im Augenblick entstand ein Chaos von Staub und Blättern, klirrenden Scheiben und vom Wind losgerissenen klappernden Fensterläden. Da zuckte der Blitz, eine feurige Schlange, die alles mit unheimlicher Helle beleuchtete, um es gleich wieder in noch tieferes Dunkel als vorher versinken zu lassen. Vom ersten trachenden Donner Schlag erbebt das Haus.

Hella hörte sich beim Namen rufen. Als sie in die Diele hinunterkam, stand Vladimir schon neben ihrer verängstigten Schwester. Die Kinder schrien, aus dem Schlaf hochgerissen, durcheinander. In eine Ecke gedrückt beteten die Dienstboten ihr Vaterunser. Nur auf der anderen Seite des Hauses, wo der Oberförster schlief, schien man nichts gehört zu haben und nichts hören zu wollen. Blitz folgte auf Blitz, die Donnerschläge waren so stark, daß man immer meinte, es müßte eingeschlagen haben.

„Heilige Mutter Gottes! Erbarme dich unser!“

Die Perlen des Rosenkranzes glitten durch zitternde, verarbeitete Bauernhände. Noch war kein Tropfen Regen gefallen. „Wenn es hier einschlägt, sind wir alle verloren“, jammerte Frau Lisa, die diese Sommerfrische längst verwünschte und in dieser Nacht endgültig den Entschluß faßte, die Zelte abzubreaken.

Hella und Vladimir traten auf die Altane hinaus und erlebten das großartige Naturchauspiel, das für sie nichts Schreckhaftes hatte.

„Wenn es nur nicht hagelt! Das Gewitter wird jetzt, wo das ganze Heu draußen liegt, ohnehin genug Schaden anrichten.“ Hella bangte um die Ernte der Dorfbewohner, die sie alle kannte und mit deren Schicksal sie sich eng verbunden fühlte. Vladimir schwieg. Er starrte mit weit offenen Augen wie gebannt in den Wald, der von den rasch aufeinander folgenden Blitzen wie von einem großartigen Feuerwerk alle Augenblicke neu beleuchtet wurde. Die Natur sagte auch Kampf an. Vladimir wußte, daß er morgen mit seinem Vater einen ähnlichen Kampf auszufechten hatte.

„Es regnet immer noch nicht. Diese Hitze ist unerträglich. Wenn es bei dem Sturm im Dorf einschlägt...“ Ein greller Blitz mit knatterndem Donnerschlag ließ sie jäh verstummen. Es mußte eingeschlagen haben.

Niemand wagte sich zu rühren. Vladimir faßte sich zuerst. Er ging mit den Knechten in den Hof. In den Ställen rasten die Tiere. Eine Kuh war nahe daran, sich in ihrer Todesangst an der Kette zu erwürgen. Laut heulten die Hunde in dem Zwinger. Es war ein unheimliches Konzert. Die Knechte bemühten sich um die unruhigen Tiere. Zu sehen war nichts; es mußte anderswo eingeschlagen haben.

Vladimir war im Begriff, in das Haus zurückzukehren, als er im Dichte eines aufzuckenden Blitzes Antef an der Stallwand stehen sah. Das Gesicht des Hegers trug einen unheimlich entschlossenen Ausdruck, wie wenn er ein gefährliches Wild belauerte. Als er Vladimir erblickte, verschwand er wie eine Erscheinung im Walde.

Im gleichen Augenblick prasselte der lauernde Regen-

guß vom Himmel. Hagelförner mischten sich unter die großen Tropfen und fielen wie Erbsen gegen die Scheiben. Vladimir glaubte sich getäuscht zu haben. Wie kam Antef, der im Dorfe wohnte, mitten in der Nacht bei diesem entsetzlichen Wetter ins Forsthaus? Warum hatten ihn seine Augen in unheimlichem Haß angeglüht, daß er fast einen körperlichen Schmerz empfunden hatte? Vladimir versuchte vergeblich, das Rätsel dieser Nacht zu lösen.

Der Gewitterregen hatte die Straße so aufgeweicht, daß am nächsten Morgen an eine Motorradfahrt nicht zu denken war. Hella stand in Sportkleidung unschlüssig am Fenster, als es an ihre Tür klopfte. Sie glaubte, es wäre Bronislawa.

Die Sandbant

Erzählung von Wolfgang Federau

Jetzt, da sich der späte August schon zum Abschied neigte, reisten jeden Tag einige Sommergäste fort, der Augenblick ließ sich vorausberechnen, da die Einwohner des kleinen Badeortes an der Ostseeküste wieder die alleinigen Herrscher in ihrem Dorf an der See sein würden. Manchem freilich von denen, die jetzt zur Heimfahrt rüsteten, mochte es leid tun, nicht noch ein paar Wochen länger bleiben zu dürfen, denn es war, als wollte der Spätsommer gutmachen, was der Juni und der Juli versäumt hatten.

Die beiden noch jungen Männer, die sich hier kennen gelernt hatten — der älteste von ihnen mochte gerade erst die Dreißig erreicht haben — litten nicht unter der wachsenden Stille. Sie verbrachten kameradschaftlich die hellen Tage, die friedlichen Abende in unterhaltender Gemeinschaft. Sie schwammen zusammen, sie segelten, sie wanderten, und wenn die Nacht herniederlang, dann saßen sie gern hinter einem Glas kühlen Biers, manchmal auch bei einer Flasche guten Weins, und sie erzählten dies und jenes, wie es die Stunde eingab. Auf Abenteuer gingen sie nicht aus, und so ertrugen sie es ohne Bedauern, daß immer seltener ein farbenprächtiger Strandanzug auftauchte, seltener ein helles Frauenlachen sich in das Rauschen der Brandung mischte.

Die beiden Männer lagen auch heute wieder, wie stets, wenn es das Wetter nur eben erlaubte, in einer Dünenmulde und ließen sich von der Sonne, die nur wärmte, aber nicht mehr brannte, bräunen. Hier war es feierlich still.

„Wissen Sie, man soll ja nicht übertreiben“, meinte der jüngere, nach sehr langer Zeit — Moberg hieß er, und den andern nannte seine Wirtin Herr Lorey, aber sie selbst, sie vermied es, sich mit Herr und beim Namen anzureden, so eng und freundschaftlich fühlten sie sich miteinander verbunden, trotz der Kürze ihrer Bekanntschaft; und jede förmliche Anrede hätten sie als befremdend empfunden. „Wir sind auch schon sehr lange im Wasser geblieben, vorhin, aber trotzdem...“ eigentlich hätte ich Lust, noch ein paar Schwimmstöße zu machen. Sei es auch nur bis zur Sandbant.“

Er blickte seinen Kameraden erwartungsvoll an. „Dieser Lorey“ dachte er mit einem leisen, innerlichen Schmunkeln, „ein kleiner Pedant ist er schon, er hat seine Grundzüge. Bin neugierig, ob er sich heute zu einem zweiten Bad überreden läßt.“

Er konnte des anderen Gesicht, das ihm abgekehrt war, nicht sehen. Konnte deshalb auch nicht erfahren, wie es in diesem Gesicht plötzlich arbeitete. Was er sah, war der Grashalm, mit dem Lorey spielte und der jetzt den haltenden Fingern plötzlich entglitt.

„Es wäre mir schon recht“, sagte Lorey, und die Worte tropften schwer von seinen Lippen, zögernd und so, als müßte er sich jeweils einen innerlichen Ruck geben, um fortzufahren. „Nur — ja, das Wort Sandbant, das hätte nicht fallen sollen. Das erinnert mich an etwas...“ Es ist schon so lange her, und man mußte endlich mal darüber hinwegkommen. Bloß...“

Da Moberg keine Anstalten machte, seinen Kameraden zu weiteren Gesprächnissen zu verleiten, begann der Brunnener wieder von allein zu fließen.

„Ich war einmal verlobt“, sagte Lorey leise. „Es ist lange her, aber ich werde es niemals vergessen. Ich habe nie einen Menschen so geliebt wie jenes Mädchen. Wir wollten im Win-

ter heiraten, und während des vorangehenden Sommers ver-

brachten wir ein paar gemeinsame Ferienwochen an der See, in... na, das ist ja unwichtig. Lebten so, wie wir beide heute, den ganzen Tag draußen, am Strande, das war's ja, was wir wollten. Das Wasser war ihr Element. Ich weiß es nicht einmal genau; jedenfalls: sie schwamm wohl recht ordentlich, nur — ach, sie hatte da eine Art Komplex, sie wurde unsicher, wenn sie keinen Grund hatte, und schwamm deshalb immer nur längs der Küste in einem Abstand, der einige Gewähr dafür bot, daß sie sich nicht in die Tiefe verlor. Aber ich hatte den Ehrgeiz, ihr das abzugewöhnen, und einmal überredete ich sie wirklich, wenn mir zu einer vorgelagerten Sandbant zu schwimmen, die über einen tiefen Einschnitt von höchstens fünfzig Metern Breite auch für das Mädchen mühelos zu erreichen war. Ich schwamm in ziemlich großem Abstand neben ihr her, und sie machte ihre Sache wirklich sehr nett, bis mit einem Male... nun, da kam wohl wieder das Bewußtsein, sie habe keinen Grund, und sie ruderte ein bißchen hilflos und keuchte. Ist hier schon Grund? Ich kann nicht mehr...“ — Nein, schrie ich, noch nicht, und lächelte dabei in mich hinein, denn es war nicht wahr, wir waren schon längst über jenen tiefen Gürtel hinweg, aber sie hörte auf zu schwimmen, sie sank unter, gleich darauf war ich an ihrer Seite, und das Wasser reichte uns nur wenig über die Hüfte. Es war doch Grund“, sagte sie und sah mich an. — Natürlich, lachte ich, nur... ich wollte...“

Sie ließ mich gar nicht erst ausreden, sie machte auf der Stelle kehrt und schwamm zurück, ich hielt mich dicht an ihrer Seite, doch sie beachtete es nicht, und sie schwamm so sicher, so ruhig, wie ich. Dann, am Strande, wollte ich ihr endlich alles erklären, daß ich sie doch nur beschwindelt habe, damit sie Vertrauen zu sich bekomme. Sie hörte zu, schweigend, mit zusammengekniffenem Mund, und sie ging in ihre Wohnung, aber sie achtete gar nicht auf mich, nur zum Schluß, da gab sie mir die Hand, sagte: Schade — aber du hättest nicht lügen dürfen. — Und dann ist sie abgefahren, am gleichen Nachmittag, und ich habe sie nie mehr gesehen. Und keinen meiner Briefe hat sie beantwortet. Ich habe es nie verstanden — ich habe mich bemüht und gequält, es zu verstehen, aber umsonst. Und ich glaube, Sie werden es auch nicht begreifen. Sie hieß übrigens...“

„Miranda“, unterbrach ihn der andere leise, und Lorey warf seinen Körper mit einem jähen Ruck herum, starrte Moberg wild an — sein gebräuntes Gesicht erschien plötzlich fahl, so sehr war alle Farbe daraus entwichen.

„Es ist ein sehr seltener Name“, stotterte er. „Sie wissen — Sie müssen mir erklären...“

„Ach“, wehrte Moberg ab und malte mit dem Zeigefinger allerhand Figuren in den weißschimmernden Dünenand. „Sie hat es mir später erzählt, später, als sie meine Frau geworden war. Nur Ihren Namen, den hat sie nicht genannt. Sie wollte wissen, einmal, als wir uns abends über alle möglichen Dinge dieses Lebens unterhielten, ob sie recht getan habe, und ich sagte Ja, denn ich liebte sie ja doch, und sie wäre ja sonst nie meine Frau geworden. Aber das war auch wieder eine Rüge, denn in Wahrheit verstand ich Sie recht gut, mein lieber Freund, und Miranda war es, die ich nicht begriff. Vielleicht, weil es Dinge bei den Frauen gibt, die unjenseits nie verstehen wird. Wir sind dann später immer, wenn ich Urlaub hatte, an der See gewesen.“

(Fortsetzung folgt)